

Prolog

Winterheide hatte er auf ihrem Grab gepflanzt, *Erica gracilis*, in Weiß und in Violett. Viele verwechselten *Erica* mit *Calluna*, der Sommerheide. Nicht er, natürlich: Achtzehn Jahre hatte er in der Friedhofsgärtnerei gearbeitet; da lernt man, die nadelförmigen Blätter der Winterheide von den schuppenartigen der Sommerheide zu unterscheiden.

Er mochte den Friedhof. Anders als die meisten Menschen. Die kamen nur selten her, und dann auch nur kurz, auf einen Sprung: ein paar Blumen in die Vase gestellt, hastig ein paar verblühte Blätter ausgerupft, und dann schnell wieder fort, nur weg von diesem Ort der Stille, weg von der Gesellschaft der Toten. *Er* hatte sich schnell an die Toten gewöhnt, und so merkwürdig das klang: Dieser Ort war ihm lieb geworden mit seiner Stille, dieser friedvollen Ruhe, die einem Respekt einflößte, Respekt vor den Toten und gleichzeitig Respekt vor dem Leben. Hatte sich sogar schon einen Platz ausgesucht, an dem er begraben werden wollte. Seine Frau hatte das nie verstanden, ihn auch nur selten auf den Friedhof begleitet: Sie wollte nicht daran erinnert werden, dass sie einmal alle da liegen würden. Und jetzt war sie schon vor ihm hier, an der Stelle, die er ausgesucht hatte: in einem stillen Seitenweg, unter einem Kastanienbaum, der im Sommer die ärgste Sonne vom Grab fernhielt und es im Herbst unter seinen reifen Früchten und Blättern begrub.

Edgar Wellinger hielt ein Streichholz an das Grablicht. Der Docht flackerte leicht; ein kurzer, vergeblicher Kampf mit dem Wind, und die Flamme war wieder erloschen. Ein zweiter Versuch; diesmal hielt er eine Hand zum Schutz vor dem böigen Wind vor die kleine, noch schwächliche Flamme. Sie züngelte empor, wurde mit jeder Sekunde kräftiger und erwärmte seine Handfläche, bis er sie wegzog, weil es ihm zu heiß wurde. Wellinger packte zusammen

und richtete sich vorsichtig auf. Die Schmerzen in seinem Rücken waren jetzt so stark, dass er sich nicht ganz gerade machen konnte, und einen Moment verharrte er in der gebückten Stellung. Aber er war nicht wehleidig, war es nie gewesen. Wie oft hatte er morgens Mühe gehabt, überhaupt aus dem Bett zu kommen, und trotzdem keinen Tag auf der Arbeit gefehlt – ganz anders als das junge Volk, das bei jedem kleinen Wehwehchen gleich krankmachte.

Leicht vornübergebeugt, seinen alten, ausgebeulten Rucksack aus hellem Segeltuch auf den Rücken geschnallt, ging Wellinger zum Hauptweg zurück. In der hereinbrechenden Dämmerung schienen die Lichter der Grabkerzen zu tanzen; kleine, helle Seelen, die auf sich aufmerksam machen wollten: Vergesst uns nicht, wir sind doch noch da. Aber meistens war ihr Rufen vergeblich, wie hier bei der alten Frau Kwozalla. Niemand kümmerte sich um ihr Grab, nicht einmal jetzt vor Allerheiligen. Aus Königsberg war sie gekommen, nach dem Krieg, mit drei kleinen Kindern und ohne Mann, der irgendwo in Russland geblieben war. Jetzt war sie tot, und die Kinder irgendwo – da half auch ein Meer von Grabkerzen nicht, die kamen einfach nicht mehr. Zumindest das Grab schienen sie vergessen zu haben, und die Mutter? Manchmal konnte Wellinger es nicht mehr ertragen, und dann rupfte er das Unkraut aus, schnitt die Hecke, pflanzte ein paar Blumen.

Er kannte sie alle, die Gräber, an denen er vorüberging; mit geschlossenen Augen hätte Wellinger sie aufzählen können. Neben der alten Frau Kwozalla lagen die beiden Rehbergers: Er war gerade mal vier Wochen nach seiner Frau gestorben, an gebrochenem Herzen, wie Else Libuda vom Bäckerladen nicht müde wurde zu verbreiten, wobei Wellinger das Quatsch fand. Schließlich konnte ein Herz doch nicht so einfach durchbrechen. Und das Grab mit dem hohen, hölzernen Kreuz, das war das von Erwin Herschinger, der seine Frau verprügelt hatte, bis er selbst unter der Erde lag –

zu Tode gesoffen. Aber immer tipptopp in Ordnung sein Grab; da ließ seine Frau nichts drauf kommen, das gehörte sich so, hier in diesem Dorf. Gegenüber dann das von dieser Edith Krawelczyk. Komischer Name; klang, als ob die Frau irgendwo aus dem Osten kam. Jung war sie gestorben, mit gerade mal achtunddreißig. Wellinger hatte die Frau nicht gekannt; überhaupt niemand im Dorf schien sie gekannt zu haben. Alle rästelten darüber, warum sie hier beerdigt lag. Und natürlich waren schnell die Gerüchte da: Das musste die uneheliche Tochter von Rudi Zylka sein; der war doch immer in die Stadt gefahren, fein herausgeputzt, wusste doch jeder, was der da getrieben hatte. Oder vielleicht die Freundin von Armin Löhner. Jahrelang trieb der es mit einer anderen Frau, bis es auf einmal vorbei war, just in dem Moment, als diese Frau hier beerdigt wurde. Und es musste jemanden geben, der sie kannte, denn wie war sonst zu erklären, dass das Grab monatelang wie verwaist dalag und dann von einem Tag auf den anderen hergerichtet war: die Buchsbaumhecke geschnitten, das Unkraut gejätet, die Erde geharkt, frische Blumen in der Vase. Rosen. Es waren immer Rosen, Sommer wie Winter. Wellinger fand beide Gerüchte nicht sehr überzeugend, zu rührselig, wie die Geschichten in diesen Groschenromanen, die seine Frau immer gelesen hatte. Wer holte schon seine uneheliche Tochter oder heimliche Geliebte hierher, nur um sie zu beerdigen? Und der Pfarrer, der es schließlich wissen musste, der hielt dicht. Kein Wort war ihm die ganzen Jahre über zu entlocken gewesen; selbst der Schnaps in der Dorfkneipe machte seine Zunge nicht locker.

Ein Tropfen fiel auf Wellingers Stirn, ein zweiter platschte auf seine linke Schläfe und lief im Zeitlupentempo die Wange hinunter. Der angekündigte Regen war da. Binnen Minuten entluden schwarze, tief hängende Wolken ihre nasse Fracht mit ganzer Kraft. Wellingers Umrisse verschmolzen mit der Dunkelheit, und nur sein Rucksack war noch für einen Moment als ein heller Fleck zu sehen, ehe auch er im Nichts verschwand.

Dienstag

1. Tag

Es trieb im Wasser, schaukelte mit den Wellen hin und her. Sie hätte es beinahe übersehen, und wenn die heftigen Stiche in ihrer Seite sie nicht gezwungen hätten, stehen zu bleiben, wäre sie achtlos daran vorbeigelaufen. Sie konnte nicht erkennen, was es war: Aus der Entfernung war es nur eine helle, formlose Masse, die Oberfläche leicht gewölbt. Sofort dachte sie an ein Boot, das irgendwo rheinaufwärts von der starken Strömung losgerissen und hier wieder an Land gespült worden war. Sie ging ein paar Schritte nach vorne, so dicht an das Ufer, bis sie fast mit ihren Schuhen im Wasser stand. Ein Containerschiff fuhr vorbei, und sie hörte das tiefe, unruhige Stampfen des Motors, als sich der Frachter gegen die Strömung vorwärtskämpfte. Seine Ladung drückte ihn tief ins Wasser; kraftvoll schob er es mit seinem Bug zur Seite, drückte lang gezogene, flache Wellen bis ans Ufer, wo sie mit einer schmutzigweißen Schaumkrone leise zischend im Sand verliefen. Im Sog des Schiffes hob sich auch das Ding auf und ab, und jetzt sah sie, dass unter der Wölbung noch mehr war. Ihr blieb der Mund offen stehen, als sie den Kopf sah: weiß und glatt, und den Arm, und die Beine. Für einen Moment verlor sie die Orientierung. Ihr Gehirn war wie leer gefegt, und ihr war schwindlig, weil die Leere in wilden Kreisen durch ihren Kopf raste. Sie fragte sich, ob sie träumte; so etwas passierte doch nur im Fernsehen oder im Kino, aber doch nicht im richtigen Leben, oder jedenfalls nicht in ihrem. Aber jetzt kam wieder eine Welle und hob das Ding an, und jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Das war ein Mensch oder was von ihm übrig geblieben war, und es war so eklig, *weil* es ein Mensch war und doch so wenig Menschliches an sich hatte mit dieser gräulichen, aufgequollenen Oberfläche. Sie spürte, wie sich ihr Magen zusammenkrampfte, seinen Inhalt durch die Speiseröhre hoch in ihren Mund presste. Sie krümmte sich zusammen und würgte,

schmeckte für einen Moment das saure Gemisch aus Kaffee und Magensaft auf ihrer Zunge, bevor es aus ihrem Mund herausquoll und auf den Sand tropfte.

»Brauchen Sie Hilfe?«

Sie hatte den Mann nicht kommen hören. Er stand ein paar Meter entfernt, da, wo das Gras aufhörte und der schmale, sandige Uferstreifen begann. Der Mann bewegte seine Beine im Stehen, tänzelte auf und ab, um nicht aus dem Laufrhythmus zu kommen. Sie versuchte zu sprechen, aber ihr wurde wieder übel, und anstelle von Worten rann diese säuerliche, eklige Brühe aus ihrem Mund.

Der Mann sah an ihr vorbei, zum Wasser, an die Stelle, vor der die junge Frau jetzt auf den Knien lag.

»Verdammte Scheiße.« In seinem Gesicht wechselten Schock und Ekel einander ab; färbten seine Haut, eben noch von der Anstrengung gerötet, aschgrau. »Haben Sie mal ein Handy dabei?«

*

Die schmale Straße, die auf dem Deich den Rhein entlangführte, war blockiert; zugeparkt von grün-silbernen Streifenwagen und Zivilfahrzeugen, die sich wie im Zickzack mal dicht am Straßenrand, mal fast in der Mitte hintereinander aufgereiht hatten. Hauptkommissar Frank Bender überlegte, ob er auf den grasbewachsenen Randstreifen ausweichen und weiter nach vorne fahren sollte, aber nach einem Blick auf das dunkle, brackige Wasser, das trübe zwischen den Grashalmen schimmerte, entschied er sich anders. Er parkte den schwarzen Audi hinter dem letzten Streifenwagen und ging zu Fuß weiter, auf der asphaltierten Straße.

Rechts von ihm floss der Rhein; träge, fast ohne Wellenschlag. Dunstschleier hingen über dem Wasser, und da, wo die Schwaden besonders dicht waren, schien der Fluss zu dampfen. Weiter flussaufwärts erhob sich aus dem Dunst der gewaltige Betonpfeiler der Fleher Brücke, die Verbindung zwischen der Landeshauptstadt

Düsseldorf und dem linksrheinischen Neuss. In spitzem Winkel strebten die mächtigen Schrägseile der Hängebrücke auf den Pfeiler zu, und an diesem trüben Morgen konnte Bender ihre Farbe nur erahnen: ein Ton irgendwo zwischen Rot und Braun, mal stumpf und glanzlos, so wie heute, mal kilometerweit leuchtend, abhängig vom Wechselspiel zwischen Sonne und Wolken. Die letzten hundert Meter zum Rheinufer hinunter führten ihn quer über brachliegendes Gelände: Schwemmland, das bei Hochwasser die überbordenden Fluten des Rheins aufzog und sich in eine spiegelnde Seenlandschaft verwandelte. Jetzt führte der Rhein Niedrigwasser, hatte sich weit vom Ufer zurückgezogen und legte überall im Flusslauf steinige Landzungen frei. Bender sackte bei jedem Schritt tief in die Erde ein; der sumpfige Boden hatte sich vollgesogen mit dem Regen der letzten Tage. Nach wenigen Metern waren seine Schuhe nass, bis fast an die Knöchel verdreckt, und seine Hosenbeine wurden feucht vom Gras: hässliches Gras, braun verfärbt vom Zuwenig an Sonne, von der Kälte und Nässe des Winters.

Schon von weitem hatte Bender den roten Haarschopf von Sabine Liebig in einer Gruppe von Menschen ausgemacht. Jetzt, aus der Nähe, sah er, dass die Gerichtsmedizinerin mit den Füßen im Wasser stand, in Gummistiefeln, die bis an ihre Knie reichten.

Ein untersetzter, leicht übergewichtiger Mann kam Bender entgegen, die Hände tief in die Taschen seines grauen Wollmantels vergraben, sein schütteres, braunes Haar halb von einer schwarzen Strickmütze verdeckt.

»Tut mir leid, dass ich dich rausrufen musste«, Lothar Offermann wick Benders Blick aus, »aber Martin ist nicht zu erreichen. Keine Ahnung, was mit ihm los ist.«

»Ich schon. Wieder mal bei irgendeiner Tussi versackt.«

Benders Blick blieb an der jungen Frau im Jogging-Anzug hängen, die zusammen mit einem Mann ein paar Meter abseits stand. Der Mann hatte tröstend seinen Arm um die Schultern der Frau

gelegt und redete beruhigend auf sie ein. »Haben die beiden die Leiche gefunden?«

Offermann nickte. »Die Frau ist ziemlich fertig. Ich wollte sie gerade nach Hause schicken. Wenn du nichts dagegen hast, natürlich«, fügte er hinzu.

Bender schüttelte nur den Kopf.

»Das hier ist nicht der Tatort?«, fragte er.

»Ganz sicher nicht. Die Tote ist hier nur angeschwemmt worden. Sonst hätten wir uns natürlich ein bisschen mehr Mühe mit der Spurensicherung gemacht.«

Er sah hinüber zu der dunkelgrauen Plane, die wie ein Fremdkörper auf dem Sand lag; wie Müll, den jemand dort achtlos geworfen hatte. »Sieht nicht schön aus, die Leiche.«

Bender fror. Die Nässe hatte das Leder seiner Schuhe durchweicht, und seine Füße schienen sich vom Rest seines Körpers abgekoppelt zu haben, ein kaltes, nasses Eigenleben zu führen. Und ein bösesartiges obendrein, denn anstatt sich der Temperatur seines Körpers anzupassen, infizierten sie seine Beine Zentimeter um Zentimeter mit dieser klammen Kälte.

Sabine Liebig hatte die gelblichweißen Gummihandschuhe ausgezogen und in einen Müllsack geworfen. Sie sprach mit einem kleinen Mann, an dem alles rund zu sein schien: die Augen, das Gesicht, der Körper. Graue Haare bekränzten den wie poliert glänzenden Kopf einem Heiligenschein gleich, und jedes Mal, wenn er ihn sah, musste Bender an dieses Heiligenbild denken, das früher bei seiner Tante über der alten Holztruhe im Flur hing: *Der heilige Hyazinth*. Aber natürlich war der Mann nicht der heilige Hyazinth; es war Wolfram Matuschek, Gerichtsmediziner, und Bender fragte sich, was es hier wohl so Außergewöhnliches zu sehen gab, dass sich gleich zwei Pathologen eingefunden hatten.

»Er schreibt ein Buch«, erklärte ihm Sabine Liebig. »*Fälle aus der Gerichtsmedizin*. Da konnte er sich das heute nicht entgehen lassen. Quasi als Anschauungsmaterial.«